

# Zwischenhalt auf dem Diskussionsplateau

## Kunstpädagogik und Kultur der Digitalität in Austausch bringen

---

Miriam Schmidt-Wetzel und Felix Stalder

**Abstract:** *Fragen und Wahrnehmungen aus der kunstpädagogischen Community wurden im Rahmen der Onlinekonferenz Auf der Suche nach der fünften Dimension – Arbeitstagung Fachdidaktik Kunst und Design 2021 auf drei plenaren Diskussionsplateaus – mit dem Kulturtheoretiker Felix Stalder, mit dem Tänzer André Chapatte (vgl. Chapatte in diesem Band) und mit der Schriftstellerin Nina Kunz – mit drei Außenperspektiven in Beziehung gesetzt. Das erste Diskussionsplateau fand unter dem Titel Zwischenhalt an Tag 1 nach den ersten Grüßen aus den Dimensionen statt. Das Gespräch zwischen Felix Stalder (FS) und Miriam Schmidt-Wetzel (MS) ist im Folgenden einschließlich der Beiträge und Fragen aus dem Tagungspublikum (Marc Fritzsche, MF; Svea Duwe, SD; Antje Winkler, AW; und Christin Lübke, CL) im Wortlaut wiedergegeben.*

MS: Felix, du bist kein Kunstpädagoge. Aber die Themen, mit denen du dich befasst – du arbeitest zu Digitalität, Netzkultur, Kontrollgesellschaft und Subjektivität – sind auch für die aktuelle Kunstpädagogik absolut zentral. Deine Arbeit Kultur der Digitalität (2016) ist auch in den Diskursen der Kunstpädagogik und Kulturellen Bildung sehr präsent. Du bist mit deiner Arbeit ein spannender Sparring Partner für uns. Wir haben dich daher eingeladen, heute morgen bei unseren ersten Grüßen aus den Dimensionen (vgl. Brunko, Fässler, Eschment et al. und Bader et al. in diesem Band) dabei zu sein. Dort konntest du erleben, wie sich Kunstpädagog:innen in ihren Beiträgen zu Digitalität, Distanz und Dialog ins Verhältnis setzen. Wir sind sehr gespannt auf deine Resonanz, deine Reaktionen und Interpretationen. Zuvor möchten wir gerne von dir erfah-

ren: Wie beschreibst du heute die Kultur der Digitalität? Sind die von dir formulierten Kennzeichen der Referenzialität, Gemeinschaftlichkeit und Algorithmizität, wie du sie bereits 2016 beschrieben hast, weiterhin gültig? Oder hat sich da etwas verändert?

FS: Aus einer medientheoretischen Perspektive ist Digitalität ein Gegenbegriff zur Buchkultur, denn vor der Digitalität war unsere Denkweise durch Bücher und andere gedruckte Medien geprägt. Kultur wiederum umfasst nach meinem offenen, breiten Verständnis grundsätzlich all die Prozesse und Praktiken, die dazu dienen, geteilte Bedeutung festzulegen und sich in Situationen, die vielfältig oder vieldeutig sein können, gemeinsam darauf zu einigen, wie man etwas bewerten will. Anders ausgedrückt: Bei Kultur geht es um die Frage, wie wir leben wollen, und zwar in einer Situation, in der es mehrere Optionen gibt. Ob man sterben will, ist keine kulturelle Frage, denn da gibt es keine Option. Aber wie man stirbt, das ist eine kulturelle Frage. Normative Fragen nach gut oder schlecht, richtig oder falsch, begehrenswert oder abzulehnen spielen dabei eine große Rolle. Durch Digitalität hat sich nun die Landschaft, in der die damit verbundenen Aushandlungsprozesse ablaufen, stark verändert. Meine Grundfrage lautet daher: Wie kommt Kultur unter durch Digitalität sehr stark veränderten Bedingungen zustande? Wie haben sich unsere Versuche, die Welt zu verstehen und zusammen mit anderen zu einer immer prekären, aber doch hin und wieder möglichen gemeinsamen Werthaltung zu gelangen, verändert? Der entscheidende Unterschied zwischen der Kultur der Digitalität und der Buchkultur ist, dass sich die Anzahl der Personen und die Diversität der Standpunkte, die in diese Auseinandersetzung involviert sind, zunächst rein quantitativ extrem erweitert haben. Heute reden mehr Menschen mit unterschiedlicheren Positionen in der Öffentlichkeit, fordern Anerkennung für ihre Weltsicht und die von ihnen daraus abgeleiteten Wertvorstellungen und Handlungsperspektiven. Und sie kommen miteinander und untereinander in Kontakt. Die bestehenden kulturellen Institutionen und Verfahren, die solche Prozesse kanalisiert und katalysiert haben, sind mit der Menge an Menschen und Positionen sowie mit der enormen Verbreiterung der diskursiven Basis überfordert. Zum Beispiel müssen die Abendnachrichten im Fernsehen notwendigerweise aus allem, was passiert, die zehn bis fünfzehn Themen auswählen, von denen sie das Gefühl haben, dass diese alle interessieren. Ganz viele Dinge und ganz viele Sichtweisen können dort strukturell gar nicht

vorkommen, weil das Format dafür schlicht nicht gemacht ist. Entsprechend fühlen sich viele Personen von den Ansichten, die dort präsentiert werden, nicht mehr repräsentiert. Sie fragen sich vielmehr, wieso ihre Welt und ihre Weltsicht dort nicht vorkommen. Daraus ergibt sich eine Vielzahl von Auseinandersetzungen um Repräsentation, um die Frage, wer sprechen darf, wer gehört wird, wer nicht. Wir erleben das auch in den Museen, wo zum Beispiel der Eurozentrismus des Kulturdiskurses, die Repräsentationen kolonialer Perspektiven oder bestehende Geschlechterverhältnisse in den Sammlungen kritisiert werden. Es geht um die grundlegende Frage, wer überhaupt fähig oder ermächtigt ist, eigene Ansichten in den Diskurs einzuführen. Das Infragestellen etablierter Ordnungen hat bereits in den 1960er Jahren begonnen und ist in gewisser Hinsicht nichts Neues. Mit digitalen Medien kommen aber neue Möglichkeiten und Notwendigkeiten auf, noch viel größere Informationsuniversen zu ordnen und daraus Sinn zu generieren. Ich habe hierfür Referenzialität, Gemeinschaftlichkeit und Algorithmizität als grundlegende Verfahrensweisen herausgearbeitet und als zentrale Merkmale einer Kultur der Digitalität beschrieben. Das erste Verfahren beziehungsweise Merkmal der Referenzialität beschreibt, dass Neues dadurch entsteht, dass bestehende Inhalte und Materialien geordnet und in einen neuen Zusammenhang gebracht werden. Auch wenn damit Transformation oder die Verknüpfung mit etwas genuin Neuem verbunden sein können: Es geht nicht länger um die klassische Idee, die wir auch aus romantischen Kunsterzählungen kennen – der Schriftsteller vor dem weißen Blatt Papier, der Bildhauer vor dem unbearbeiteten Stein und ähnliche Dinge. Auch traditionell ordnende Einheiten, zum Beispiel die Zeitungsredaktion, die das Tagesgeschehen in fünf Themenblöcke sortiert, greifen kaum mehr in dem enormen Überfluss, der uns chaotisch gegenübertritt. Die schöne Ordnung ist aufgebrochen. Jede:r ist im Alltag mit einer unübersichtlichen Informationswelt konfrontiert und muss sich darin orientieren. Referenzieren bezeichnet das Auswählen von etwas aus diesem Strom, das man als wichtig erachtet und vielleicht in einen neuen Zusammenhang stellt, indem man es mit anderen teilt. Es ist die grundlegende Tätigkeit, die wir jeden Tag vollbringen. Soziale Medien sind in diesem Sinne regelrechte Referenzmaschinen. Sie erlauben uns, sehr viel Material durchzusehen und das, was wir wichtig finden, mit unseren Freund:innen zu teilen. Darin zeigen sich nicht nur unterschiedliche Weltsichten, die sich aus dem zusammensetzen, was

die jeweiligen Personen wichtig finden. Es entsteht auch eine Art Positionierung der Person, die das vornimmt, weil für andere einsehbar ist, was ihr wichtig ist: Aha, das ist also die Person, die zum Beispiel immer diese Sachen liest, diese Filme anschaut, diese Memes lustig findet – und, als Implikation, die anderen nicht. Auf Ebene des Individuums vollzieht sich in sozialen Medien also eine Art Weltkonstitution durch die Auswahl von Inhalten. Auf sozialer Ebene dagegen entsteht referenziell auch eine Selbstkonstitution. Denn angesichts der Menge an Informationen ist die Unterscheidung zwischen wichtig und unwichtig – und wenn es nur in dieser einen Sekunde ist, in der man die Auswahl trifft – genau genommen eine produktive Leistung. Auf dieser baut sehr Vieles auf: Die ganzen Verlinkungsanalysen, auch die Algorithmen, auf die ich gleich noch zu sprechen komme, basieren auf der Tätigkeit, dass Leute sagen: Das ist mir wichtig und das ist mir nicht wichtig. Rezipieren und Produzieren fallen damit zusammen. Die Rezeption wird selbst zu einem produktiven Akt der Aufmerksamkeitsorganisation in einer Umgebung, die viel zu groß ist, als dass man sich systematisch einen Überblick verschaffen könnte. Bei diesem Prozess entstehen dann neue Dinge, indem man etwas zusammenführt, in einen neuen Zusammenhang stellt, auf Bestehendem aufbaut, weiterschreibt. Das ist das Moment der Referenzialität. Dieses wird nicht nur individuell, in der Abgeschlossenheit, wirksam, sondern insbesondere im Austausch mit anderen. Diese anderen validieren zum einen meine Auswahl und damit mich selbst. Ich teile etwas, das bekommt dann Likes und ich sehe: Aha, es gibt ein Gegenüber, mit dem ich in Auseinandersetzung bin, ein Publikum, das das, was ich mache oder teile, interessant findet oder auch nicht. Des Weiteren, und das ist das grundlegende Prinzip sozialer Medien, sehe ich zugleich, was diese anderen als mein Gegenüber wichtig finden. Und ich kann meinerseits ein Like geben, ein Share, ein Forward oder was auch immer die jeweilige Option ist, die ich habe. Daraus entsteht ein geteilter Horizont: Meine Dinge, die ich sehe, werden von anderen als interessant oder uninteressant, als wichtig oder auch nicht wichtig validiert. Und gleichzeitig sehe ich, was andere, die in einem ähnlichen thematischen Zusammenhang stehen, selbst für wichtig erachten. Das kann wiederum ich validieren. Daraus ergibt sich eine dauernde gegenseitige Anpassung und daraus entsteht dann ein geteilter Horizont als eine gemeinsame Vorstellung darüber, was gut, was schlecht, was wichtig oder unwichtig ist. Dies geschieht weniger auf der Ebene der individuellen Reflexion,

im Abgeschlossenen, in einer klassischen kritischen Distanz, sondern vielmehr in einer Auseinandersetzung mit einer Gemeinschaft. Mit Gemeinschaftlichkeit als zweitem Merkmal der Kultur der Digitalität meine ich eine Art von Gemeinschaft, die man im Englischen als ›communities of practice‹ oder ›communities of interest‹ bezeichnet. Das sind Gemeinschaften von Leuten, die einen gemeinsamen Hintergrund, ein gemeinsames Interesse, vielleicht eine gemeinsame Praxis haben. Ob es sich dabei um eine gemeinsame professionelle Praxis oder auch nur um ein geteiltes Interesse, zum Beispiel an Katzenvideos, handelt: Die strukturellen Prinzipien sind da vollkommen gleich. Doch weder durch das individuelle noch durch das geteilte Auswählen lässt sich die ungeheure Informationsmenge, mit der wir konfrontiert sind, die konstant produziert wird, bewältigen. Daher gibt es noch ein drittes, allgegenwärtiges Prinzip, das ich Algorithmizität genannt habe. Damit meine ich die maschinischen Bewertungsmechanismen, die immer auch mitlaufen. Auch hier zeigt sich deren Bedeutung besonders eindrücklich in den Sozialen Medien. Denn Inhalte treten dort überhaupt erst in unserem kognitiven Feld in Erscheinung, wenn sie bestimmte algorithmischen Filter durchlaufen haben. Diese algorithmischen Filter schreiben also immer auch mit bei unserer eigenen Auswahl, unserer eigenen Wahrnehmung, unserer eigenen Handlungsfähigkeit. Diese drei Grundelemente – Referenzialität, Gemeinschaftlichkeit und Algorithmizität – bestimmen unseren Alltag, wenn wir versuchen, uns in dieser Informationswelt zu orientieren.

MS: Die von dir beschriebenen Merkmale prägen auch unsere Tagung. Und es stellt sich auch hier ganz konkret die Frage nach dem geteilten Horizont. So können wir im digitalen Setting der Onlinekonferenz gar nicht wissen, wie und was bei den Einzelnen durch die verschiedenen maschinischen Filter hindurch bei ihnen ankommt. Du hast nun selbst heute Morgen an den ersten Grüßen aus den Dimensionen teilgenommen. Mitglieder der Arbeitsgruppen Distanz und Digitalität haben dort Einblicke in ihre die Tagung vorbereitenden Auseinandersetzungen vermittelt. Welche Fragen und Beobachtungen hast du aus diesen Erfahrungen mit auf dieses Diskussionsplateau gebracht? Was davon würdest du gerne in Bezug auf deine eigenen Überlegungen in dieser Runde weiterdenken?

FS: Ganz stark hängengeblieben bin ich beim Beitrag von Oliver Brunko (vgl. Brunko in diesem Band) zur Dimension Distanz. Oliver hat davon erzählt, dass er im Rahmen einer Onlinekonferenz im Lockdown mit

Leuten aus Kanada, aus Japan und anderen Ländern gesprochen hat. Er hat beschrieben, wie er mit diesen Menschen aus allen möglichen geografischen und Zeitzonen gleichzeitig gemeinsam und durch das Glas des Bildschirms getrennt war. Da habe ich mich gefragt, ob wir, da wir jetzt auch in einer ähnlichen Situation sind, ob also auch wir durch das Interface, den Bildschirm voneinander getrennt oder aber verbunden sind. Auf eine Art ist beides zutreffend. Wir sind auf eine spezifische Art miteinander verbunden. Ganz zu Tagungsbeginn, im Programmteil ›Aufbruch‹, gab es eine kurze Vorstellungsrunde, in der alle Beteiligten gesagt haben, von welchem geografischen Standort aus sie sprechen. Ich bin mir nicht sicher, ob ich das beeindruckend oder ganz normal fand. Auf jeden Fall ist es interessant, wie physische Räume verbunden werden in einem neuen Raum, der weniger durch die physische Distribution bestimmt wird, sondern eher durch Interessen. Aber auch das ist kein reiner Interessensraum. So haben wir heute morgen im Chat gelesen, wie nervig etwa schlechte Internetverbindungen sein können. Es ist also auch ein Raum mit allerlei technischen und auch kulturellen Voraussetzungen. Aber zunächst mal ist es ein anderer Raum. Die Frage, ob man nun getrennt oder verbunden ist, finde ich gar nicht so relevant. Interessanter scheint mir die Frage, in welcher Weise man gleichzeitig getrennt und verbunden ist. Das hat gar nicht so sehr etwas mit dem digitalen Raum zu tun. Wir kennen das alle auch von einem physischen Raum. Man kommt in einen Raum, zum Beispiel bei einer Veranstaltung, man kennt niemanden und fühlt sich als Fremdkörper in dem Raum. Die physische Nähe der anderen Personen betont hier die soziale Distanz: Man könnte mit ihnen reden, aber man kennt sie nicht, man weiß nicht, wie man ihnen reden soll. Man hat keinen direkten Anknüpfungspunkt, weiß nicht, wie und wo man in ein Gespräch einsteigen soll. Für mich ist die Frage von Verbindung und Distanz weniger eine Entweder-Oder-Frage, sondern eine jeweils spezifische: Welche Arten von Verbindung, welche Distanzen entstehen? Und wie kann man diese Spannung produktiv machen? Das Ideal der vollkommenen Aufhebung von Distanz ist ja per se ein sehr fragwürdiges. Wenn man in einer Videokonferenz sitzt, hat man die Tendenz zu sagen: Nähe ist gut und Distanz ist schlecht. Aber auch im physischen Raum ist das immer ein Aushandlungsprozess, der einerseits etwas mit der persönlichen Befindlichkeit zu tun hat, andererseits aber auch mit einer kollektiven kulturellen Befindlichkeit. In bestimmten Kulturen steht man sich näher, wenn man miteinander

redet, in anderen weiter entfernt voneinander, man fasst sich an oder auch nicht. Diese Gleichzeitigkeit ist auch im digitalen Raum da. Es fehlt uns noch ein bisschen die Sprache, vielleicht auch die Technologie, um diese besser modulieren zu können. Momentan sind wir noch sehr stark in das hineingezwungen, was das Interface hergibt.

MF: Das Nachdenken über Verbindung und Distanz ist hier für mich gerade sehr präsent. Es geht schon los bei der Frage: Wie spreche ich dich, wie spreche ich Sie an? Wie nahe sind wir uns gerade? Ich versuche es einmal mit dem Du: Wie passt dein Nachdenken damit zusammen, dass wesentliche Grundlagen der menschlichen Existenz nicht im Digitalen liegen und dass der Mensch existenziell ein analoges Wesen ist?

FS: Man muss hier zwei Dinge zu unterscheiden. Zum einen ist da das Digitale als Technologie, in Form von Computern, Software und all diesen Dingen. Unter Digitalität verstehe ich dagegen eher das Digitale als eine kulturelle Bedingung. Diese Unterscheidung kann man medientheoretisch auch bei der Buchkultur, die Marshall McLuhan die »Gutenberg-Galaxis« genannt hat, finden: Einerseits gibt es da ein technisches Set, also die Bücher, die Drucktechniken, die Vertriebstechniken, die individuelle Fähigkeit Lesen und Schreiben zu können. Andererseits ist klar, dass das eigentliche Leben außerhalb der Bücher stattfindet. Gleichzeitig hat der Buchdruck eine ganze kulturelle Landschaft geprägt, er hat Denkweisen und Vorstellungen geprägt, wie die Welt aussieht, wie wir aussehen, was richtig und falsch ist, wie Erkenntnis aussieht, wie man etwas ordnet usw. Das sind alles Dinge, die auch die physische Gesellschaft verändern durch eine spezifische Art und Weise, wie Information und unsere Wahrnehmung davon organisiert werden, wie unser Austausch und unsere Koordination mit anderen organisiert werden, was wir über die Welt wissen können und was nicht. Ähnlich ist es mit dem Digitalen. Digitalität ist nicht etwas, dass sich nur im Computer abspielt beziehungsweise nur in dem Moment, in dem man vor dem Computer sitzt. Stattdessen handelt es sich um eine andere Art von Wahrnehmungen und kulturellen Praktiken, die vor dem Hintergrund, dass es den Computer gibt, dass dieser allgegenwärtig ist, überhaupt erst möglich werden. Ein ganz einfaches Beispiel: Ich bin alt genug, dass ich mich noch an die Zeit vor Computer und Mobiltelefon erinnern kann. Damals kam es vor, dass man mit Freund:innen drei Tage im Voraus fest vereinbart hat, wo man sich wann trifft. Heute ist es ein dauerndes Hin und Her bis kurz vor dem Treffen: Ich komme zehn Minuten später, ich habe gehört, die anderen sind

dort, lass uns doch auch dort hingehen usw. Digitalität heißt also nicht, dass wir alle im Computer verschwinden, sondern es bedeutet, dass digitale Praktiken, zum Beispiel dauerndes Verändern, Anpassen und kollektives Aushandeln, unser Zusammenleben grundsätzlich beeinflussen. Es bedeutet, dass sich kulturelle Konventionen, z.B. Vorstellungen von Pünktlichkeit, Verbindlichkeit, Höflichkeit, durch Digitalität grundsätzlich verändern und neue kulturelle Praktiken entstehen.

- MS:* Dieser Aspekt wurde auch heute morgen als Frage in einem Chatkommentar thematisiert: »Wie kann das Unverbindliche des Digitalen verbindlich werden? Soll es verbindlich werden?«
- SD:* Mir hat dein Bild vom geteilten Horizont sehr zugesagt, weil es die Vorstellung erzeugt, dass ich meinen eigenen Horizont durch den Austausch mit anderen erweitern kann. Genauso beschäftigt mich das Bild der Echokammer. Wenn wir uns hier auf dieser Tagung begegnen, hat das das Potenzial, eine Horizonterweiterung zu sein. Wenn man sich aber alltäglich mit digitalen Medien auseinandersetzt, lebt man mit der Sorge, dass man sich in einer algorithmisch geprägten Echokammer bewegt – dass die Auswahl der Informationen, die einem angeboten werden, vor allen Dingen davon abhängt, womit man sich ohnehin schon beschäftigt. Inwieweit ist unter diesen Bedingungen tatsächlich eine Öffnung im Sinne von Horizonterweiterung möglich? Dominiert nicht vielmehr die Verengung des Blickfeldes, die Einschränkung der Optionen? Auch hier im Format der Videokonferenz sind unsere Handlungsspielräume eingeschränkt: Wir verhalten uns alle viel geordneter, als wenn wir etwa zusammen an einem großen runden Tisch sitzen würden.
- FS:* Diese Ambivalenz kann ich absolut teilen. Es ist denkbar, dass durch Digitalität im positiven Sinne eine kollektive Selbstermächtigung erfolgt, es zum Beispiel möglich wird, sich eine eigene Welt zu entwerfen in einer Gemeinschaft, für die die Leute früher in die Großstadt ziehen mussten. Es kann aber genauso in die Richtung gehen, dass man eingesperrt ist in sich immer stärker fremdwerdenden Echokammern. Beide möglichen Entwicklungen folgen im Grunde demselben sozialen und technischen Prinzip, das je nachdem sehr positive, aber auch sehr problematische Dimensionen haben kann. Das ist eine der großen Herausforderungen: Wir können und wollen nicht mehr zurückgehen zu einer Situation, in der der Bevölkerung in den Abendnachrichten verkündet wird, was die Themen des Tages sind, über die dann alle sprechen können. Das



reicht nicht mehr, denn dafür ist die Welt zu komplex geworden. Aber wie können wir dennoch Brücken zwischen diesen unterschiedlichen Horizonten bauen, damit sie eben nicht in sich nach außen abschließende, fremd und unverständlich werdende Blasen zerfallen? Dafür muss man tatsächlich eine Vielzahl von unterschiedlichen Standpunkten und Perspektiven miteinander in Austausch bringen. Ohne dass ich dies belegen könnte, vermute ich, dass sich das allein im Digitalen schlecht bewerkstelligen lässt und dass solche Brücken auch im physischen Raum gebaut werden müssen – auch zwischen verschiedenen Formen der Auseinandersetzung mit anderen. Bei den communities of practice oder communities of interest, den selbst gewählten Gruppen für Spezialinteressen, sehen wir aktuell in der Pandemie, dass das auch sehr problematische Auswüchse haben kann. Wie schaffen wir es, diese verschiedenen Formen der Gemeinschaft, des Erlebens des Anderen, im digitalen und im physischen Raum miteinander in Verbindung zu bringen? Hier scheint es mir wichtig, nicht so sehr in Gegensätzen – so ist das im Digitalen, so im Analogen – zu denken und das eine nicht als das andere substituierend zu begreifen. Momentan ist das aber so: Wegen Corona soll der ganze, bisher physische Unterricht nun durch das Digitale substituiert werden. Das ist eine sehr problematische Voraussetzung und Anforderung. Man könnte stattdessen fragen, wie das Ganze hybridisiert werden kann, inwiefern wir von der einen Erfahrung eine Brücke in die andere Erfahrung bauen können und umgekehrt. Das wird die postpandemische Herausforderung – während die aktuelle, pandemische Herausforderung genau genommen die falsche ist, denn es geht eigentlich nicht darum, Analogizität und physische Präsenz durch Digitalität zu substituieren.

AW: Mein Hintergrund ist Schule, Kunstpädagogik, Digitalisierung. Ich bin, auf alle Fälle, im Suchen begriffen. Die Bürokratie, die Schule sehe ich auf der einen Seite als sehr statische Systeme. Auf der anderen Seite sehe ich die Breite an Möglichkeiten, die sich meinen Schüler:innen bietet. Darin erkenne ich vor allem Potenziale. Du hast das schön beschrieben, Felix, dass sich in der Informationsflut, einmal positiv gewendet, durch Auswahl auch die Möglichkeit der Selbstpositionierung bietet. Ich sehe damit verbunden auch die Chance, im Unterricht über Ubiquitäres, Alltägliches von unterschiedlichen Standpunkten aus zu sprechen und miteinander zu interagieren. Dann sehe ich aber wieder Schule, die sich da so sträubt, beharrlich an Altem festhält, gern von oben herab, hierarchisch funktioniert. Ich wünsche mir so sehr, dass das Fluide auch in ei-

ne praktische Form übergeht. Kollaboration, Begegnung auf Augenhöhe, Strategien des solidarischen Miteinanders: Das finde ich alles so wertvoll. Hier habe ich dich so verstanden, dass genau da Brücken gebaut werden können, gebaut werden müssen. In der Kunstpädagogik überlegen wir, wie wir die dafür erforderlichen Übersetzungsleistungen sinnlich-ästhetisch, spürbar und forschend umsetzen können. Hast du da noch Hinweise für uns? Wie schafft man diese Öffnung? Und was ist mit den Schüler:innen? Was wissen wir überhaupt darüber, was sie alles schon längst praktizieren? Neulich hat mir eine Schülerin in einem Gespräch über das Hacken erzählt, dass ihre Mitschüler:innen dafür schon einen neuen Begriff haben: «Du hast das System gedribbelt». Die haben also schon längst eigene Übersetzungsformen gefunden. Eigentlich müssten wir zurücktreten und gespannt und viel genauer zuhören, was in dieser Kiste eigentlich los ist.

- FS: Absolut. Ich selbst unterrichte ja Kunststudierende an einer Hochschule. Für mich sind Unterrichte oder eine Diskussion immer dann interessant, wenn es mir gelingt, das spezifische Wissen der Studierenden zu aktivieren. Was wissen die eigentlich, wie sehen die die Welt? Ein großer Vorteil, wenn man älter ist als die Studierenden, besteht darin, dass man die Welt anders sieht, beziehungsweise sie sie anders sehen als man selbst. Das zu aktivieren, finde ich auch aus Dozierendenperspektive äußerst spannend. Dann wird zum Beispiel deutlich, dass gewisse Probleme, die man zu erklären versucht, für die Studierenden schon längst gelöst sind, andere Probleme für sie dagegen vollkommen unverständlich sind oder sie ganz andere Zugänge dazu haben oder brauchen. Sie verfügen über ein teilweise unglaublich detailliertes Spezialwissen, das oft aber auch etwas unverbunden ist. Wie kann man dieses in einer Gruppe in einen Zusammenhang mit anderen spezifischen Wissenfragmenten – gewissermaßen Inseln des Wissens – bringen? Wie kann man das in eine Resonanz zueinander bringen? Ein Grund, weshalb ich den Gemeinschaftsbegriff so stark mache, ist die vor allem anhand von digitalen Situationen gewonnene Erkenntnis, dass die Idee eines eindeutigen Standpunkts, von dem aus man ein Phänomen richtig erfassen kann, eigentlich nicht mehr funktioniert. Interessanter und sinnvoller ist es vielmehr, verschiedene Perspektiven auf ein Phänomen zu verbinden und zu schauen: Was sieht man auf der einen Seite, welches Bild ergibt sich von der anderen Position aus? Und wie hängen diese verschiedenen Sichtweisen zusammen, welches Gesamtbild ergibt sich? Welche blinden Flecken

bleiben weiter bestehen und was bräuchte es, um auch diese aufzulösen? Das hat jetzt gar nichts mit der technologischen Situation zu tun, in der man sich befindet. Das lässt sich genauso gut in Ko-Präsenz im physischen Raum machen, mit Bleistift und Papier, wie im digitalen Raum und auch in hybriden Situationen. Ich finde es zum Beispiel interessant, wenn Studierende im Seminar vor Ort erzählen, was sie in ihrem Instagram-Feed gerade verfolgen. Und dann zücken sie das Smartphone und dann schaut man drauf und kann darüber konkret sprechen. Das ist jetzt kein besonders originelles Beispiel, aber es zeigt, dass es gar nicht so sehr darum geht, ob der Unterricht online oder offline stattfindet. Sondern dass es vielmehr um andere Formen und Strukturen geht, in denen ein Austausch über komplexe, überladene digitale Erfahrungen möglich wird.

AW: Wir unterrichten ja heranwachsende Generationen, die vor Problematiken stehen, die sie höchstwahrscheinlich mit dem, was sie an Fertigkeiten und Wissensvermittlung im Moment zur Verfügung gestellt bekommen, kaum werden lösen können. Die Art und Weise, multiperspektivisch um das Problem herumzugehen, so wie du das gerade geschildert hast: Das könnte eine Kompetenz für die Zukunft sein, um sich Problemen wie der Klimakrise und was da noch so kommen mag, stellen zu können.

CL: Felix, du hast gerade gesagt, du unterrichtest angehende Künstler:innen. Ich selbst unterrichte angehende Kunstlehrer:innen, die auf ein System zustreben, das genauso funktioniert, wie es Antje Winkler eben umrissen hat. Zu erkennen, dass wir für unsere Felder, in meinem Fall zum Beispiel die Kunstdidaktik, gar keine verallgemeinernden Systematisierungen mehr angeben können, empfinde ich als sehr bereichernd und befreiend. Denn es entlastet mich, irgendwelche großen Erklärungen bieten zu müssen, die es nicht gibt. Nichtsdestotrotz bin ich mit Studierenden konfrontiert, die ja wissen, auf welches System sie zugehen, und die ganz klar formulieren: «Ich will eine Lösung. Ich will wissen, wie das funktioniert und ich will in diesem System überleben.» Ich finde, auch hier sind wir wieder in diesem sehr spannenden Bereich, den es auszuhalten gilt. Im engen Rahmen der Ausbildung gibt es aber kaum Möglichkeiten, solche Dinge gemeinsam ergebnisoffen und differenziert zu thematisieren. Oft fehlt schlicht die Zeit dafür. Angesichts dieses Spannungsfeldes, in dem ich mich bewege, scheint es mir wichtig zu wissen: Wo sind in der Kultur der Digitalität die Knöpfe, an denen ich mich gemeinschaftlich festhalten kann?

- FS: Die von dir beschriebene Situation ist weit verbreitet und die auch von dir erlebten Spannungen sind tatsächlich gravierend. Das Bedürfnis nach Sicherheit ist eine Reaktion auf diese Offenheit und natürlich auch auf prekäre ökonomische Realitäten. Auch das Bedürfnis nach Sicherheit über mein eigenes Wissen – ich will wissen, dass ich etwas weiß und dass das einen Wert hat – hängt damit zusammen. Ich glaube, das Spannungsfeld von Offenheit und Sicherheit lässt sich nicht auflösen. Es ist wichtig, dass man sich bewusst ist, dass beides eine Berechtigung und eine gewisse Attraktivität hat. Auf Hochschulebene kommt es in der Hinsicht darauf an, dass man nicht zu stark in Richtung Ausbildung im Sinne der Vermittlung von Anwendungswissen geht, dass man aber auch nicht davon ausgeht, es ginge allein um Persönlichkeitsbildung. Mehr als dieses Spannungsverhältnis zu artikulieren, sich vielleicht in einem Gesamtcurriculum zu überlegen, welche Elemente dienen eher dem einen, welche dem anderen – denn beides gleichzeitig ist nicht machbar – ist kaum möglich. Man kann die Elemente akzentuieren, aber auflösen lässt sich das nicht – das ist der Widerspruch, in dem wir drin sind.
- MS: Das deckt sich auch mit den Analysen Bayramoğlu und Castro Varelas (2021), die wir heute Morgen thematisiert haben: Die aktuelle Gesamtsituation ist fragil. Widersprüche lassen sich nicht auflösen. Vor diesem Hintergrund beschäftigt uns die Frage: Wie wollen und sollen wir aktuell Kunst unterrichten? Die Frage steht im Raum, wir haben keine Antworten. Dennoch (oder gerade deshalb) muss diese Frage ständig aktualisiert und neu gestellt werden. Lasst uns an dieser Stelle unseren ›Zwischenshalt‹ auf der Suche nach der fünften Dimension abschließen – uns war klar, dass wir nicht nur mit neuen Erkenntnissen, sondern auch mit neuen Fragen weitergehen werden.

## Literatur

- Bayramoğlu, Y. & Castro Varela, M. (2021). *Post/pandemisches Leben: Eine neue Theorie der Fragilität*. Bielefeld: transcript.
- Stalder, F. (2016). *Kultur der Digitalität*. Berlin: Suhrkamp.